

Bianca Bodau

Hellerau, Hellerau – du musst wandern oder: wie unsere Schrankwand in den Westen kam

Als ich wieder einmal meine Mutter in der Waldstadt, einer Karlsruher Randzone, in der neben deutschen vornehmlich russische und türkische Wortfetzen durch die Bäume wehten, besuchte, wollte ich endlich auch unserer alten Anbauwand, die mein Vater einst für viel Geld gekauft und mit noch mehr Möbelpolitur durch die Zeiten gebracht hatte, einen Besuch abstatten.

Ich hatte sie, als mein Vater sich aus dieser Welt zu verabschieden begann, seinem Nachbarn vermacht, einem gutmütigen und melancholischen Russen, wie er im Buche steht. Johan, eigentlich Russlanddeutscher, hatte nach der Trennung meiner Eltern immer mal nach meinem Vater gesehen und ihm Gesellschaft geleistet. Vermutlich waren die beiden Männer in der Zwischenzeit zwei Trinkbrüder geworden, obgleich mein Vater beim Zechen nicht mehr richtig mithalten konnte, wenigstens nicht so wie in den Jahren, als seine Welt noch in Ordnung und die Anbauwände jung waren.

Aber obwohl er immer mehr verfiel, oft aggressiv, dann wieder hilfebedürftig wie ein Kind war, hielt ihm Johan, dem das viele Trinken und die Ausbrüche meines Vaters nichts auszumachen schienen, die Treue. Stark wie ein Baum, hievte er meinen Vater in dessen Wohnung, wenn das Poltern im Hausflur wieder einmal ankündigte, dass dieser im volltrunkenen Zustand seine Arme und noch mehr seine Beine nicht koordiniert bekam. Johan nahm die dünnen Ärmchen meines Vaters, ließ sie sich an seine kräftigen Schultern klammern, griff unter die porösen Oberschenkel und hob den mageren Mann vorsichtig

hoch, wobei er auch dessen empfindlichen Wasserbauch nicht vergaß. So behutsam geschultert, trug er ihn wie ein zu groß geratenes Kind in dessen Wohnung. Dort wusch er das Elend, zog ihm frische Wäsche an und legte ihn ins Bett.

Das alles erfuhr ich Jahre später von der zweiten Nachbarin meines Vaters, die das trunkene Gepolter des Nächstens zwar geflissentlich überhörte, ihn aber tagsüber mit heißer Suppe und neuestem Klatsch aufpäppelte. Da waren wir schon dabei, die Wohnung in der Waldstadt auszuräumen, die mein Vater einst ohne viel Hoffnung mit meiner Mutter bezog, als sie den Neuanfang im Westen versuchten.

Doch noch war es nicht so weit. Mein Vater, frisch von seiner Frau verlassen, die ihr Glück einen Häuserblock weiter in Form eines echten Badeners fand, versuchte zunächst einmal, allein mit sich und seiner Krankheit klarzukommen. Wenn dieser Mann, in dessen Gedärmen sich der Krebs eingerichtet hatte, mich in dieser Zeit anrief, erwähnte er mit keiner Silbe seinen Jammer. Im Gegenteil, der auf Disziplin getrimmte Mann gab sich optimistisch und voller Tatendrang. Haarklein zählte er mir die Hausarbeiten auf, die er diesmal zu erledigen gedachte, denn nichts ist schlimmer als äußere Unordnung. Da waren der Abwasch zu tätigen, die Teppiche, das Treppenhaus und die Küche zu reinigen, der Keller aufzuräumen, die Stühle abzuklopfen, die Kissen auszuschütteln und die Anbauwand einzuschmieren. Wenn ich wegzuhören begann, konnte ich die Melodie des Schmerzes unter der Decke der Selbstbeherrschung vernehmen, und vor meinen Augen erstand ein anderes Bild. Da schwenkte der verlassene Mann wütend seinen Staubsauger und ließ ihn in die Anbauwand knallen.

Doch dies hätte er nie übers Herz gebracht. Schließlich war sie ihm bisher überallhin gefolgt – sogar in den Westen, in den er eigentlich nicht wollte.

Meine Eltern hatten es eben nicht wie die meisten DDR-Bürger gemacht und ihre einst mühsam vom mühsam Gesparten ge-

kaufen Möbel in den Wald oder gar in den nächsten Straßen-
graben gekippt. Nein, meine Eltern wussten und schätzten, was
sie da von Hellerau hatten – nämlich eine MDW 90, ein wenig
verzogen, aber immer noch gut. Und so steckten sie lieber viel
Geld in einen Möbeltransport quer durch die frisch vereinte
Republik, von Lichtenhagen nach Karlsruhe im Baden-Würt-
tembergischen, anstatt sich des Alten zu entledigen und neue
Ungetüme von Couchgarnituren und Schrankwänden zu erste-
hen.

Indes, die Möbelpolitik war neu, und so vollzog mein Vater
auf seine Weise die Deutsche Einheit, indem er auf das ausge-
hungerte, holzfurnierte Ostpressspan die delikate Westpolitik
kippte, die diese prompt in sich aufzog und sich so die feinere
Lebensart einverleibte, ohne auch nur einen Zentimeter zu wei-
chen. Das gefiel meinem Vater. So wäre die Wende nach seinem
Geschmack gewesen. »Wenn wir damals den Krieg gewonnen
hätten ...« Diesen Satz stieß der wegen der politischen Ereig-
nisse enttäuschte Mann immer häufiger aus.

Die westdeutschen Redakteure und Lektoren, denen ich in Fol-
ge von dem verzweiferten Stoßseufzer meines Vaters erzählte,
verstanden unter »wir« immer Deutschland, so wie sie es von
ihren Eltern und Großeltern gewohnt waren, und unterstellten
meinem Vater rechtes Gedankengut. Doch dieser, als Dreijäh-
riger aus Westpreußen geflüchtete, die Rote Armee im Nacken
und schließlich in der Nähe Berlins gestrandete Waisenknabe,
der als junger Erwachsener in die sowjetische Bruderarmee ein-
getreten war, meinte mit »wir« mitnichten die Deutschen, son-
dern seine Klassenbrüder, mit denen er kämpfte, spielte und
trank.

Als solcher war ihm auch Johan, sein russischer Nachbar, nä-
her als die Kollegen vom Karlsruher Wachschatz, mit denen er
L'Oreal und andere Vertreter des Kapitals vor Diebstahl oder
Zerstörung schützte. Auch im August 1992, als das Asylbewer-
berheim in Rostock-Lichtenhagen brannte, war mein Vater,
statt bei meiner Mutter in Lichtenhagen, in Karlsruhe und be-

wachte fremdes Eigentum. Er hatte es wie schon Tausende Migranten vor ihm gemacht und war zunächst allein in den Westen gegangen, um dort Arbeit zu ergattern. Seine Frau, die in der Lichtenhägener Brandnacht allein zu Hause saß und sich vor lauter Angst nicht traute, aus dem Fenster zu schauen, holte er wenig später nach.

Dabei hatte der Brand des Sonnenblumenhauses, wie der langgezogene Plattenbau ob seiner mit farbigen Klinkern gestalteten Fassade im Volksmund genannt wurde, ein langes realsozialistisches Vorspiel, in das wir alle eingebunden waren. »Meine Tochter geht nicht mit einem ›Kanaken‹«, hatte mein Vater in den frühen Achtzigern, als von DDR-Agonie in Lichtenhagen noch nichts zu spüren war, eines Abends in die Stille des gemeinsamen Abendessens gebellt. Ich erschrak, denn weder wusste ich, was ein »Kanake« ist, noch war es üblich, dass mein Vater das gleichmäßige Mahlen seiner Backenzähne so abrupt unterbrach. Das konnte nur heißen, dass es ernst war, und so nickte ich stumm, denn mit vollem Mund spricht man nicht, das wusste ich mit meinen fünfzehn Jahren nun wiederum.

In diesem Falle war ein »Kanake« ein Algerier, und ganze Gruppen von alleinstehenden algerischen Männern sollten kurz nach der Ansage meines Vaters nach Lichtenhagen kommen. Sie zogen in das sogenannte Arbeiterwohnheim, in den vorderen Teil des Sonnenblumenhauses, in den später noch die Vietnamesen dazukommen sollten. Wenn ich gegen zehn Uhr abends vom Training nach Hause kam, war es der einzige durchweg erleuchtete Hausabschnitt, aus dessen Fenstern Musik schallte. Ein lauter, heller Fremdkörper, der in die schlafende Trabantenstadt strahlte.

Die dunkelhäutigen schwarzhaarigen Männer wurden Teil des Lichtenhägener Straßenbildes. Am Tage trafen wir sie in der Kaufhalle und auf dem S-Bahnbahnsteig. Neugierig betrachteten wir sie, mit denen zu reden uns von Hause aus untersagt war. Das war merkwürdig genug, denn bisher war alles Fremde Teil der großen Völkerfreundschaft. Als Pioniere hatten wir die chi-

lenischen Exilfamilien besucht, deren Kinder in unsere Klasse gingen, und den Kubanern gelauscht, wenn sie von ihrer Revolution erzählten. Doch die Algerier schienen nicht dazuzugehören. Sie waren immer allein. Sie wurden nirgendwohin eingeladen, und gesprochen wurde mit ihnen nur das Nötigste.

Nachts sahen wir sie in den Discotheken von Warnemünde und Rostock wieder, wo sie dank ihrer im Überseehafen verdienten Devisen bevorzugt hereinkamen, während ich mir mit meinen Freundinnen in der Warteschlange die Beine in den Bauch stand. Hatten wir Glück und die Türsteher verschätzten sich und ließen uns trotz unserer erst siebzehn Jahre herein, konnte es passieren, dass sich der eine oder andere Mann aus der Gruppe löste und auf uns Mädchen zusteuerte, um uns zum Tanzen und späterem Cocktail einzuladen. Das war aufregend genug – der fremde Männergeruch, der sich von den Jünglingsdüften meiner Mitschüler sehr wohl unterschied, das Gegurre in einer Sprache, die ich nicht verstand und schließlich die selbstverständliche Art, mit der wir nach dem Ende des Tanzes die Bar ansteuerten. Ohne das übliche Gedränge und ohne obligatorische Wartezeit hielt ich alsbald ein Glas, gefüllt mit teuren Köstlichkeiten in der Hand, an dem ich zunächst vorsichtig, dann immer kühner werdend, nippte.

Es hieß, wer einen Algerier heiratet, kam in den Westen. Doch bevor man einen heiratet, musste man mit ihm gehen. Und genau darin lag die Crux – wer mit einem Algerier ging, war eine Schlampe, erst recht, wenn man ein Kind von ihm erwartete, wie das Mädchen, das zwei Blocks von uns entfernt wohnte. Wie man es auch drehte und wendete, man kam in den Westen nur als Schlampe.

Ich wollte zwar nicht in den Westen, doch trieb mich die Neugier, und so ließ ich mich eines Tages auf dem Bahnhof ansprechen. Dieser Mann versuchte schon seit geraumer Zeit, mit mir in Kontakt zu kommen, aber immer tat ich so, als würde ich es nicht bemerken. Die Fantasie war entfacht, doch es fehlte mir der Mut. Den hatte ich mir eines Freitags endlich in einem Café

angetrunken, und so ließ ich es diesmal drauf ankommen. Noch heute schaudert es mich, wenn ich an den vernichtenden Blick des Pförtners denke, den mein algerischer Verehrer beschwatzte, damit er mich in das Wohnheim ließe. Oben angekommen, erwartete mich der gedoppelte Anblick von Junggesellendasein. Die kleinen Zimmer waren ausgestattet mit zwei identischen Betten, zwei Schränken, einem Tisch und zwei Stühlen. Keine Blumen, keine Decken oder was ich sonst an Heimeligem kannte. Der Mann zeigte mir Bilder seiner Familie, seiner Mutter und seiner Geschwister und sprach davon, mich zu heiraten. Dann ging es zur Sache, und plötzlich kam mir mein Mut wieder abhanden. Im letzten Augenblick raffte ich meine Kleider zusammen und floh panisch, eingehüllt in eine Wolke Rosenparfüm, mit der mich mein Verehrer beglückt hatte, die Treppen hinunter, vorbei an dem miesepetrigen Pförtner, der mein Vater hätte sein können. Ich lief um die Ecke und hockte mich auf jenen Rasen, auf dem kurz nach der Deutschen Einheit die Roma-Familien sitzen sollten, noch weniger willkommen heißen als die algerischen Hafenarbeiter. Während der Geruch von frisch gemähtem Gras den Rosenduft aus der Nase vertrieb, lauschte ich meiner abklingenden Erregung. Dann strich ich meine zerknitterten Kleider glatt und ging nach Hause, Abendbrot essen.

Meinen Verehrer sollte ich noch einige Male wiedersehen. Doch hatte ich meine Neugier ein für alle Mal begraben und schaute stoisch durch ihn hindurch. Irgendwann ging ich zum Studium nach Berlin und irgendwann hatte ich die Episode vollends vergessen.

Bis ich die Berichte über die Brandnacht sah und davon las, wie sich die Lichtenhägener über die »Zigeuner, die ständig auf den Rasen pinkelten«, erbosten, etwas, worüber sich auch mein Vater in der baden-württembergischen Fremde erzürnte.

Kurz nach dem Brand bestand meine Mutter auf den endgültigen Umzug in den Westen. Meine Eltern packten die Anbau-

wand und die Couchgarnitur mit vielen anderen Sachen in den Möbeltransporter und auf ging es in eine Zukunft, die das Ehepaar endgültig auseinanderkatapultieren sollte.

Immerhin traf mein Vater hier auf seinen ehemaligen sowjetischen Klassenbruder, mit dem es sich so vortrefflich trinken lassen sollte, und dem ich schließlich die Habe, die mein Vater nicht mit ins Pflegeheim nehmen konnte, überließ. Als ich Jahre später die Überbleibsel sozialistischen Konsumguts besuchen wollte, musste ich erfahren, dass auch Johan im Westen auf seine Art gestrauchelt war. Eines Tages lag vor dem Balkon meiner Großtante, die im selben Haus das Erdgeschoss bewohnte, ein nackter Mann, dem das große Messer im Rücken wohl den letzten Rest gegeben hatte. Die Karlsruher Polizei nahm den noch volltrunkenen russlanddeutschen Nachbarn meines Vaters fest, dessen Geschichte kurzzeitig in aller Munde war. Während eines Kartenspiels hatte Johan seine Gutmütigkeit verlassen. Und so nahm er im Laufe eines heftigen Streites ein großes Messer und stach auf seinen Gefährten ein. Warum dieser allerdings nackt auf dem Rasen lag, wusste niemand.

Nachdem Johan der Prozess gemacht worden war, räumte die Stadt seine Wohnung leer, und die Anbauwand meiner Eltern wanderte auf den Müll der deutsch-deutschen Geschichte. Und so sitze ich, wenn ich meine Mutter in der Karlsruher Randzone besuche, vor der neuen, im dunklen Braun mit Goldborten abgesetzten Schrankwand, die dem revolutionären MDW Möbelprogramm aus Dresden-Hellerau so gar nicht ähneln will, und schaue zu, wie die Rauchkringel ihrer Zigarette in die Luft steigen und sich dort mit den russischen und türkischen Sprachfetzen vereinen.